

Altes Testament

Baasten, Martin F.J./van Peursen, Wido (Hg.), **Hamlet on a hill**. Semitic and Greek studies presented to Professor T. Muraoka on the occasion of his sixty-fifth birthday. Leuven/Paris/Dudley, MA: Peeters 2003. XI v. 666 S. 8° = *Orientalia Lovaniensia Analecta*, 118. Geb. € 90.00. – Bespr. von S. Schoch, Bielefeld.

Die vorliegende Festschrift ist dem 65. Geburtstag des bedeutenden Hebraisten, Semitisten und Septuagintaforschers Takamitsu Muraoka gewidmet; als Herausgeber fungieren zwei seiner Leidener Schüler, die inzwischen selbst mit wichtigen Arbeiten hervorgetreten sind. Die Bandüberschrift ist dieser Ehrung verpflichtet, denn „Hamlet on a hill“ zielt keineswegs auf eine Reminiscenz an den dänischen Prinzen, sondern bietet eine wörtliche Übersetzung des japanischen Familiennamens des Jubilars.

Ansichts von Umfang und akademischem Gewicht dieses Sammelbandes hätte die bereits im Untertitel anklingende Aufteilung der Bandbeiträge auf nur zwei große Abschnitte gewiss spezifischer und damit leserfreundlicher vorgenommen werden können. *De facto* enthält insbesondere der erste, „Semitic studies“ betitelte Abschnitt eine so große thematische Bandbreite an verschiedenen Arbeiten, deren verschiedene Perspektiven in der gemeinsamen Überschrift eine nur sehr weitläufige Umschreibung erfahren, dass man sich eine detailliertere Erschließung gewünscht hätte. Dabei ergibt eine mögliche thematische Ordnung der im ersten Teil versammelten Festschriftbeiträge folgendes Bild:

Mit neun der insgesamt 33 Aufsätze des vorderen Bandabschnittes nimmt das Biblische Hebräisch als Untersuchungsgegenstand den gewichtigsten Platz ein, wobei insbesondere lexikographische Fragestellungen im Blickpunkt stehen: Francis I. Andersen in „Lo and behold! Taxonomy and translation of Biblical Hebrew הנה“ (25–56) analysiert die deiktische Partikel als „positive presentative perspectival predicator“; Calum M. Carmichael verifiziert in „Illuminating legal expressions from literary contexts“ (113–127) literarische Applikationen der Ausdrücke **עַד שׁוּא** (Dtn 5,20), **נָפַל לְמִשְׁכַּב** (Ex 21,18), **עֲרוֹת דָּבָר** (Dtn 23,15; 24,1), **בַּעַל בַּעֲמִיּוֹ** (Lev 21,4) sowie des Liebesgebots von Lev 19,18; Avi Hurvitz beschreibt „**רֵאשׁ דָּבָר** and **סוֹף דָּבָר**“ als „Reflexes of two scribal terms imported into Biblical Hebrew from the Imperial Aramaic formula“ (281–286); Menahem Kister stellt in „Some blessing and curse formulae in the Bible, Northwest Semitic inscriptions, Post-Biblical literature and Late Antiquity“ (313–332) die Kontinuität und Veränderung im Gebrauch verschiedener Ausdrücke für gutes bzw. schlechtes Geschick (**יָד וְשֵׁם**, **יָד אַחֲרֵית** u. a.) dar und verweist auf deren Bedeutung für die Rekonstruktion der Anschauungen über Leben, Tod und Nachleben; Michael Malessas Artikel „Biblisch-Hebräisch **דָּבָר אֶל-ל** und **דָּבָר עִם/אֶת** im Vergleich“ (333–340) spezifiziert die semantischen Unterschiede der beiden Ausdrücke in einem geringeren Inhalts- und höheren Handlungsbezug des letzteren, wohingegen der höchste Inhalts- und geringste Handlungsbezug mit dem Gebrauch von **אָמַר** qal verbunden sei; Mervyn E. J. Richardson weist in „Splitting lexemes in Biblical Hebrew“ (409–420) abweichende Bedeutungsklassifizierungen der verschiedenen Wörterbücher des Biblisch-Hebräischen (BDB, DCH, GesB, KBL) als Folge unterschiedlicher Motivationen der jeweiligen lexikographischen Großprojekte nach. Zwei Aufsätze widmen sich Fragestellungen der Stilistik biblisch-hebräischer Texte: Mats Esh-

kult stellt in „Markers of text type in Biblical Hebrew from a diachronic perspective“ (153–164) die diachronen Veränderungen im Gebrauch einiger charakteristischer Stilelemente hebräischer Erzählungen dar (**וַיֵּאמֶר**, Grußformeln, paronomastischer Infinitiv), und Bezael Porten analysiert „The root pair **יָשַׁב-שׁוּב** in Jeremiah“ (375–382); David T. Tsumura schließlich liefert einen Beitrag zur Grammatik poetischer Texte („Vertical grammar: The grammar of parallelism in Biblical Hebrew“, 487–497).

Vier Arbeiten sind dem Hebräischen der Qumrantexte gewidmet: Moshe Bar-Asher diskutiert in „On several linguistic features of Qumran Hebrew“ (73–93) grammatische und lexikalische Probleme des Fragments 4Q462 (4QNarrative); John F. Elwolde’s „Interrogatives in the Hodayot: Some preliminary observations“ (129–151) bietet v. a. zur Syntax und Stilistik der Fragewörter **מִי מָה** und **אִיכָּהוּ** neue Erkenntnisse; Elisha Qimron ediert und rekonstruiert in „Prayers for festivals from Qumran: Reconstruction and philological observations“ (383–393) aufgrund der Fragmente 1Q34 und 4Q507–509 erstellte Kompositexte mit z. T. umfangreichen Ergänzungsvorschlägen für die Lakunen sowie einem sprachlichen Kommentar; Mark S. Smith behandelt in „Reading, writing and interpretation: Two notes on Jubilees and Pseudo-Jubilees“ (441–447) Beobachtungen zu antiken hermeneutischen Verfahren und zur hebräischen Phonetik.

Fünf Aufsätze sind im Bereich des Aramäischen angesiedelt: Steven E. Fassberg publiziert, übersetzt und kommentiert „A family history told in the Jewish Neo-Aramaic dialect of Zakho“ (191–213) und vermehrt so den nach wie vor nicht sehr umfangreichen Fundus von Aufzeichnungen gesprochener Texte dieser vor dem Aussterben stehenden Sprache; Margaretha L. Folmer weist in „Metathesis in Jewish Aramaic: A so-called ‘pan-Semitic feature’ reconsidered“ (233–243) darauf hin, dass die Metathesis beim t-Stamm von *verba primae sibilantis* im Aramäischen (und Hebräischen) der Bar-Kosiba-Zeit ebenso fehlt wie im Nabatäischen und Palmyrenischen, wobei es sich wahrscheinlich um ein Phänomen der gesprochenen Sprache handele; Charles Meehan präsentiert und begründet in „Some semantic and morpho-syntactic observations on Genesis Apokryphon 22:30–32“ (341–347) eine Neuübersetzung der in der Überschrift genannten Passage; Alan Millard untersucht „Words for writing in Aramaic“ (349–355) einschließlich damit im Zusammenhang stehender Begriffe wie **אָגַרְתָּ**, **פָּתַגְמָא**, **סָפֵר**, **נִיר**, **מַגְלָה**, **כְּתָב**, **כֶּרֶךְ**, **דְּלָח**, **טַעַם**, **גִּט**, **רִשְׁמָא** und beleuchtet deren Hintergründe in der aramäischen und der mesopotamischen Literalkultur; in Max Roglands „Remarks on the Aramaic verbal system“ (421–432) erweist der Vf. die Möglichkeit, die angenommenen Belege eines präsentischen Gebrauchs der aramäischen Afformativkonjugation (d. h. das sogenannte gnomische, performative und prophetische Perfekt) perfektisch aufzufassen, rekonstruiert die sprachgeschichtliche Entwicklung zum performativen Gebrauch des aramäischen Partizips und schließt mit Beobachtungen zum Verbalsystem im Aramäischen des Danielbuches.

Die aramaistische Komponente der Festschrift erfährt durch vier Beiträge aus dem Bereich der syrischen Sprache eine zusätzliche Erweiterung: Sebastian Brocks „Some diachronic features of classical Syriac“ (95–111) setzt die Agenda für eine Sprachgeschichte des Syrischen und stellt einige markante Veränderungen im Bereich der Orthographie, der Wortbildung, des Wortschatzes und der Syntax dar; Terry C. Falla votiert zugunsten „A new methodology for grammatical classification in Hebrew and Syriac lexicography“ (165–190), die nicht von der Form, sondern vom Gebrauch eines gegebenen Wortes ausgehen sollte; Konrad D. Jenner untersucht „The use of the particle $\tau\psi\alpha$; in the Syro-Hexaplaric Psalter and the Peshitta“ (287–308); Alison Salvesens Aufsatz „Infants or fools in the Garden of Eden? An ambiguity in early Syriac tradition“ (433–440) ist der exegetischen Tradition gewidmet, Adam und Eva seien vor dem Sündenfall „Kinder“ gewesen, was in der syrischen Rezeption auch als „geistlich unreif“ (Ephrem) oder „unverdorben“ (Liber Graduum) verstanden wurde.

Drei Beiträge zielen auf die ältere nordwestsemitische Textüberlieferung: Jacob Hoftijzers „Some remarks on KTU 2.72:10–16“ (265–280) bietet eine kommentierte Neuübersetzung der schwierigen ugaritischen Briefpassage; Anson F. Rainey's „The *yaqtul* preterite in Northwest Semitic“ (395–407) stellt die Evidenz für den präteritalen Gebrauch der Kurzform der Präformativkonjugation in den El-Amarna-Briefen, im Altbyblichen, im Ugaritischen, im Hebräischen, im Moabitischen und im Aramäischen zusammen; Wilfred H. van Soldt erklärt in „The vocalisation of the word MLK, ‚king‘, in Late Bronze Age syllabic texts from Syria and Palestine“ (449–471) die Distribution der Vokalisierung *mal(i)k* und *milk* mit Hilfe dialektgeographischer, semantischer und sprachgeschichtlicher Beobachtungen, vornehmlich an Eigennamen.

Ein Aufsatz behandelt die phönizische Textüberlieferung, wobei Karel Jongeling das Original der Phrase *alōnim ualonuth* (Plautus, Poenulus 930) als die phönizische Entsprechung zu Hebräisch אֱלֹהִים/אֱלֹהִים rekonstruiert („Deos deasque“, 309–312).

– Ein Aufsatz ist im Bereich der alttestamentlichen Exegese angesiedelt: Jan P. Fokkelman bemüht sich in „The structural and numerical perfection of Job 31“ (215–232) um die poetische Gliederung von Hiobs abschließender Verteidigungsrede.

Zwei Beiträge behandeln Probleme der alttestamentlichen Textgeschichte: In „Sirach 51:13–30 in Hebrew and Syriac“ (357–374) argumentiert Wido Th. van Peursen, die in Ms. B aus der Kairoer Genisa (12. Jh.) überlieferte hebräische Fassung dieses Textes stelle eine Rückübersetzung aus dem Syrischen dar, wohingegen das hebräische Original dieses akrostischen Gedichtes in 11QPs^a erhalten sei, und nimmt damit die alte Hypothese, die hebräische Fassung des Sirachbuches sei aus dem Syrischen rückübersetzt, in modifizierender Weise auf; Emanuel Tov's Beitrag „The indication of small sense units (verses) in biblical manuscripts“ (473–486) kommt bezüglich der Unterteilung des biblischen Textes

in Verse zu dem Ergebnis, dass deren Ursprung in den mündlichen Lesetraditionen liege, wobei sich die ältesten sicheren Zeugnisse in Septuaginta- und Targummanuskripten erhalten haben.

Zwei Beiträge führen vor Augen, dass das Werk des durch die Festschrift Geehrten auch enge Verbindungen zur Judaistik aufweist: Philip S. Alexanders „Literacy among Jews in Second Temple Palestine: Reflections on the evidence from Qumran“ (3–24) bietet weitere Beobachtungen auf einem Feld, auf dem durch Funde und Analysen in den letzten Jahrzehnten vieles klarer geworden ist, und das dennoch in seiner Gesamtbeurteilung wie in Details auch weiterhin der endgültigen Erschließung noch harret; Albert van der Heide widmet sich in „*aḥar samukh, aḥarei muflag*: On the perception of a linguistic statement in the Midrash“ (257–263) anhand einer im Midrasch BerR überlieferten Beobachtung zur vergleichenden Semantik von biblisch-hebräisch רָחַק und רָחַק der Frage, inwiefern linguistische Beobachtungen eine Rolle in der traditionellen jüdischen Bibelauslegung gespielt haben.

Zwei Festschriftbeiträge behandeln wissenschaftsgeschichtliche Probleme: In „A note on the history of »Semitic«“ (57–72) dokumentiert Martin F. J. Baasten detailliert die Ursprünge und die frühe Rezeption der Sprachfamilienbezeichnung „Semitisch“: Während die Verwandtschaft der betreffenden Sprachen bereits in Leibniz' Schrift „De originibus gentium“ (1710) erfasst ist, taucht deren Bezeichnung als „semitische“ Sprachen explizit erst bei August Ludwig Schlözer im Jahre 1781 auf; Tapani Harviainen publiziert in „The letter of the Falasha Abba Šägga Amlak and Abraham Firkovich“ (245–255) die unter den persönlichen Dokumenten des Karäers Abraham Firkowitsch bewahrte hebräische Übersetzung eines ursprünglich auf Geez verfassten Briefes aus dem Jahre 1862, den der genannte Falascha an den „Priester Jerusalems, den Hohepriester aller Hebräer“ sandte. Firkowitschs Interesse an den Falascha gründete sich auf die Bemühungen, weitere karäische Gemeinden zu finden oder zu gewinnen.

Der zweite Teil der Festschrift versammelt neun Beiträge zur Septuagintaforschung: Anneli Aejmelaeus analysiert in „Rejoice in the Lord!': A lexical and syntactical study of the semantic field of joy in the Greek Psalter“ (501–521) den Gebrauch der Verben *euv-frai, nesqai, avgallia/sqai, evpicai, rein, te, rpesqai, katagella/n, (evg)kauca/sqai* und *evpainei/sqai*; James Barr stellt in „Did the Greek Pentateuch really serve as a dictionary for the translation of the later books?“ den im Titel angesprochenen breiten Konsens der Septuagintaforschung in Frage (523–543); Cécile Dogniez entdeckt in „Oiseaux et convulsions en Deut-LXX 32:24a: Quelques remarques à propos d'une interprétation de la figure des démons“ (545–562) die Tendenz des griechischen Übersetzers, Dämonennamen gezielt zu vermeiden und durch von Gott geschickte Übel zu ersetzen; Marguerite Harl behandelt in „Note sur un ‚plus‘ de la LXX en Deut 30:14: Histoire textuelle et histoire de l'exégèse“ (563–577) die Textgeschichte und die Rezeption der genannten Stelle in Röm 10 und bei Philo; John Jarick

leistet in „The implications of LXX 1 Chronicles 3:21 for King David's place in the Chronicles timeline“ einen Beitrag zur Textgeschichte der alttestamentlichen Genealogien (579–585); Jan Joosten präsentiert mit „On aramaizing renderings in the Septuagint“ (587–600) einen Überblick über Umfang und Arten von Einflüssen des Aramäischen auf die griechischen Übersetzer und ihre Übersetzungen; Arie van der Kooij bietet in „On the use of βωμοϛ in the Septuagint“ (601–607) einen Beitrag zur Rekonstruktion der hellenistisch-jüdischen Kultermnologie; Robert A. Kraft identifiziert in „The Amherst papyri revisited: Fragments of LXX/OG mss“ (609–616) einige fragmentarische griechische Papyri bislang unklarer Inhalts aus der Amherst-Sammlung der Pierpont Morgan Library in New York. Der letzte Aufsatz des Bandes, Rajja Sollamos „The passive with an agent in Biblical Hebrew and its rendering in the Septuagint“ (617–629) ist vornehmlich auf den Bereich der hebräischen Syntax ausgerichtet und hätte daher eher unter den Arbeiten dieses Teiles eingereiht werden sollen.

Der Sammelband schließt mit der von Martin F. J. Baasten zusammengestellten „Bibliography of publications by Takamitsu Muraoka“, die sich bis einschließlich 2001 auf insgesamt 176 Titel in englischer, hebräischer, holländischer und japanischer Sprache beläuft, und wird durch Indices der zitierten Quellen sowie griechischer und semitischer Wörter erschlossen.

Den beiden Herausgebern der Festschrift ist zu danken, dass der vorliegende Band durch die thematische Breite der in ihm versammelten Beiträge die eindrucksvolle Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Œuvres von Takamitsu Muraoka und die hohe Bedeutung seiner Arbeiten in allen diesen Fachgebieten vor Augen führt. Sie ist darin ein würdiger und bleibender Tribut an den Geehrten.

Williamson, H. G. M.: *A Critical and Exegetical Commentary on Isaiah 1–27*. In *Three Volumes*. Vol. 1. *Commentary on Isaiah 1–5*. London: T & T Clark 2007. XXXVIII, 410 S. 8°. Lw. £ 60.00. ISBN 978-0-567-04451-8. – Bespr. von Ulrich Berges, Münster.

Dieser Kommentar in der international bekannten und renommierten Reihe „The International Critical Commentary on the Holy Scriptures of the Old and New Testaments“ (ICC) ersetzt den im Jahre 1912 von G. B. Gray publizierten Band zu Jesaja 1–27, dessen letzter Nachdruck aus dem Jahre 1980 stammt. In welchen komplizierten Zusammenhängen sich dieser Kommentar einreicht, kann man dem Vorwort des zweiteiligen Kommentarbandes in derselben Reihe zu Jesaja 40–55 entnehmen, den J. Goldingay und D. Payne im Jahre 2006 vorlegten. Danach hätte eigentlich S. R. Driver den ganzen Textbestand kommentieren wollen, aber das Problem des leidenden Knechts in Jes 53 schien ihm so schwerwiegend und unlösbar, dass er vom gesamten Projekt Abstand nahm. So übernahm A. B. Davidson diese Aufgabe, verstarb jedoch, ohne wirklich vorange-

kommen zu sein. In der Folge machten sich G. B. Gray und A. S. Peake an die Arbeit und wollten die Kapitel 1–27; 28–48 und 49–66 dreibändig kommentieren. Der erste Teil wurde wie oben angegeben im Jahre 1912 veröffentlicht, doch die fertige Auslegung von Gray zu den restlichen Kapiteln bis Jes 39 wurde nie veröffentlicht, da Peake derweil ebenfalls verstorben war. Diese Hintergründe erklären den Umstand, dass der jetzt zu besprechende Kommentar von Jes 1–5 sich in zwei weiteren Teilen [nur] bis Jes 27 vorarbeiten will. Gemessen am Umfang des ersten Bandes müssten die beiden noch ausstehenden Bände mehr als das doppelte Seitenvolumen aufweisen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Dazu darf man als jemand, der selbst seit Jahren mit der Kommentierung von Jesaja beschäftigt ist, dem Kollegen von der Insel viel Energie und eine gute Gesundheit wünschen.

Im Vorwort des bereits genannten Kommentars zu Jes 40–55 ist angekündigt, dass der Leser im ersten Band von Williamson eine Einleitung in das ganze Buch Jesaja vorfinden werde (ix). Dies ist nicht der Fall, was aber dahingehend verständlich ist, dass eine solche Einleitung erst nach Beendigung der gesamten Kommentierung geschrieben werden kann. Dazu müssten natürlich auch die noch ausstehenden Kapitel Jes 28–39 gehören, über deren aktualisierte Auslegung in den bisherigen Publikationen kein Hinweis zu entnehmen war. So zeichnet sich ab, dass die Kommentarbände zu Jesaja von unterschiedlichen Autoren kaum zu einem Gesamtbild führen werden, wie es J. Blenkinsopp mit seinem dreibändigen opus magnum zu Jes 1–39; 40–55; 56–66 (Anchor Bible, Doubleday: New York 2000/2002/2003) vorlegte und wie dies in enger Kooperation W. A. M. Beuken für Jes 1–39 (1–12 [2003]; 13–27 [2007]) und der Rezensent für Jes 40–66 (40–48 [2008]) in Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament (HTHKAT) zu erarbeiten suchen.

Diese Vorgeschichte und die alternativen Auslegungsversuche wollen die präsentierte Kommentierung von Jes 1–5 in keiner Weise schmälern, sondern sie einzuordnen helfen, zumal der Autor, ‚Regius Professor of Hebrew in the University of Oxford‘, für diese Aufgabe durch seine Vorarbeiten mehr als prädestiniert ist. So zählt seine Monographie „The Book Called Isaiah. Deutero-Isaiah's Role in Composition and Redaction“ (Clarendon Press: Oxford 1994) zu den ‚modernen Klassikern‘ der Jesajabuch-Exegese. Mit britischem Understatement, aber in der Radikalität dennoch überraschend, verzichtet der Autor bis auf eine zweieinhalbseitige Einleitung auf eine Einführung in das Buch Jesaja, seine bewegte Auslegungs- und Wirkungsgeschichte, seine großkompositionellen Züge und theologischen Leitlinien. Neben seinen eigenen Arbeiten verweist er explizit auf die einschlägigen Werke von J. Barton (Isaiah 1–39, Sheffield 1995), P. Höffken (Jesaja, Darmstadt 2004), J. F. A. Sawyer (Fifth Gospel, Cambridge 1996) und B. S. Childs (Struggle, Grand Rapids 2004). Anzufügen wäre jetzt noch J. Blenkinsopp (Interpretations, Grand Rapids 2006).

In äußerster Kürze nennt der Autor auf der letzten halben Seite (S. 3) doch noch einige Eckpunkte: So fun-

giere Jes 1 als Einleitung in das gesamte Buch Jesaja. Zudem sei Kap 2–5 ein wichtiger erster Kompositionsabschnitt, konzentriert auf das Thema „Gericht“, gefolgt von Kap 6–12, auf das Thema „eschatologische Hoffnung“ fokussiert und abgeschlossen durch ein hymnisches Lied in Kap 12. Diese Einteilung werde aber durch die Heilsvisionen in 2,2–4 und 4,2–6 modifiziert, die ihrerseits nicht auf einer Linie lägen, denn der zweite Text sei später als jene redaktionelle Bearbeitung, die dem Text sein wesentliches Gepräge gegeben habe. Auf jeden Fall sei 5,25–29/30 an das Ende von Jes 1–5 gestellt worden, um die Gerichtsankündigung zur Klimax zu führen. Es ist kein Zufall, wenn der Vf. zum Schluss dieser Kurz-Einführung auf die problematische Korrelation von synchronen und diachronen Beobachtungen, gerade mit Bezug auf 4,2–6 hinweist, denn dieser Text „clearly interrupts this section . . . This is one of those cases where the results of synchronic and diachronic analysis do not easily mesh. Nevertheless, it is the earlier redaction which seems to have had the greater impact on the overall shape of the book, and the present volume reflects that by the way that it treats the whole of chs 1–5“ (S. 3). Konkret bedeutet das: maßgeblich für die Auslegung ist nicht die „final form“, wie sie jetzt in der massoretischen Überlieferung vorliegt, sondern jene diachron rekonstruierte Form, wie sie eine oder mehrere (?) nachexilischen Redaktionen geschaffen haben. Dieser Ausgangspunkt hat gravierende Konsequenzen für die Auslegung: So können z. B. 2,2–4 und 4,2–6 de facto keine korrespondierenden Heilsszenarien darstellen, die jeweils von Gerichtsworten (1,2–31; 2,6–4,1) vorbereitet werden (vgl. Beuken, Jesaja 1–12. Herder: Freiburg i.Br. 2003, 60ff.), weil der zweite Text der grundlegenden Redaktion nachgeordnet ist. In der Auslegung selbst (S. 305.313) wird dieser Anordnung aber doch eine sinnvolle Abzweckung zugestanden, die unbeschadet der diachronen Differenz greift: „This passage functions effectively as a climactic conclusion to the whole section comprising Isaiah 2–4“ (S. 305). Auch die Restgemeinde, die JHWH nach dem Gericht übrig lassen wird, bedarf der Reinigung, bevor das eschatologische Heil anbrechen kann. Diachrone Schichtungen stehen also einem synchronen Gesamtbild keineswegs entgegen, sondern zeigen an, wie intensiv über Jahrzehnte und Jahrhunderte am literarischen Bauwerk gearbeitet worden ist, das schließlich zum Buch Jesaja wurde.

Generell haben in diesem Kommentar die synchronen Betrachtungen ihren festen Platz, werden aber mehrfach durch hypothetische, diachrone Vorschläge angereichert. So habe der nachexilische Redaktor von Kap 1 die Verse 1,2b–3 aus dem ursprünglichen jesajanischen Textbestand zwischen Jes 30,8–9 genommen, denn darin habe jener die prägnante Zusammenfassung der Botschaft des Propheten aus dem 8. Jh. erkannt und diese in seine buchüberspannende Einleitung eingebaut (S. 30. 383). In ähnlicher Weise habe der Weheruf von 1,4 ursprünglich zwischen 5,7–8 gestanden, d. h. hinter dem Weinberglied und vor der Serie der Weherufe (5,8–24) (S. 38). Wenn dem so ist, dann erübrigt es sich natürlich, den dort fehlenden siebenten Weheruf in 10,1 zu suchen

(S. 345). Die Folgen sind nicht unerheblich, denn die Endgestalt, welche die Denkschrift in 6,1–8,18/9,6 durch die Wiederaufnahmen der Weherufe in 10,1ff. und des Gedichts von der ausgestreckten Hand Gottes (5,25ff.; 9,7ff.) sowie durch das Motiv des Dunkels (5,30; 8,22) ummantelt, verliert implizit an Bedeutung, denn letztlich sei diese Struktur „the result of later redactional imitation“ (S. 345). Erneut zeigt sich, dass solche Bögen zwar gesehen, aber nur dann für die Auslegung produktiv gemacht sind, wenn sie auf ein und derselben redaktionellen Ebene angesiedelt werden können. Dabei hatte schon die LXX – wie der Autor selbst unterstreicht (S. 400) –, den Bezug von 5,30 und 8,22 deutlich gesehen und akzentuiert. Ein Grund für diese synchrone ‚Zurückhaltung‘ besteht auch darin, dass der Kommentar nicht rezeptionshermeneutisch den Leser ins Visier nimmt, der Schritt für Schritt den Prozess der Textaneignung durchläuft, sondern produktionshermeneutisch das etappenweise Zustandekommen des Textbestandes erläutert („Consequently, a major role of commentary writing is historical reconstruction“, S. 7). Wenn nach Übersetzung und textkritisch-philologischer Analyse in einem dritten Schritt die Passage insgesamt in Augenschein genommen wird, dann geht es nicht um den ‚Sitz im Buch‘, sondern eher um formale und inhaltliche Grundbestimmungen der jeweiligen Perikope. Als vierte Etappe schließt sich die Auslegung der Einzelverse an, der danach kein resümierender Abschnitt mehr folgt.

Alle diese Punkte der Kritik verblassen vor der englischen Übersetzung, die auch der nicht muttersprachliche Leser goutiert, sowie vor der textkritisch-philologischen Akribie, die seit jeher diese Kommentarreihe auszeichnet. Die internationale Sekundärliteratur ist bestens recherchiert und in passender Dosierung in die Auslegung eingeflossen. In der Einzelanalyse legt der Autor in gewohnter Präzision und äußerst lehrreich seine Entscheidungen vor. Die Felder relativer Sicherheit und erhöhter Hypothesenbehauptung werden immer wohltuend deutlich markiert. Wie nicht anders zu erwarten war, ist dieser Kommentar ein großer Gewinn für die Liebhaber des Jesajabuches und ein absolutes Muss für seine professionellen Ausleger.

Renkema, Johan: *Obadiah*. Leuven: Peeters 2003. 224 S. 8° = Historical Commentary on the Old Testament. Kart. ISBN 90-429-1345-2. – Angez. von Winfried Thiel, Bochum.

Kommentare zu dem mit 21 Versen kürzesten Buch des Dodekapropheten und des Alten Testaments überhaupt erscheinen kaum einmal einzeln und auch nur selten in diesem Umfang.¹ Das Buch wurde in holländi-

¹ Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen Sonderfall der Obadja-Forschung hinweisen, der weitgehend unbekannt geblieben ist (auch R. kennt ihn offenbar nicht): Die m. W. gründlichste und umfangreichste Bearbeitung des Buches Obadja (mit schätzungsweise 800 S.) ist in den dreißiger Jahren des 20. Jh.s in Dorpat/Tartu (Estland) entstanden, aber zum großen Teil der politischen Entwicklung

scher Sprache bereits 2000 in der Kommentarreihe „Commentaar op het Oude Testament“ publiziert und ist von Brian Doyle ins Englische übersetzt worden.

In der „Introduction“ (27–44) diskutiert R. die inhaltlichen Probleme des Büchleins unter intensiver Heranziehung der relevanten Literatur, deren Thesen er referiert, abwägt und kritisch beurteilt. Dass der Platz des Buches im Kanon sich einer durchgängigen Redaktion des Zwölfprophetenbuches verdankt (J. Nogalski), bezweifelt er und verweist auf die andersartige Abfolge der Bücher in der Septuaginta. Zur Persönlichkeit des Propheten lehnt er dessen Bestimmung als Kultprophet durch H. W. Wolff ab, weil die Kultprophetie nach dem Untergang Judas in Misskredit geraten sei. Obadja sei vielmehr der Gruppe der vorexilischen Gerichtspropheten zuzurechnen, und dies verlieh ihm die Autorität zu seiner Rettungsbotschaft nach 587 v. Chr. „Obadiah’s own prophetic identity is confirmed by the fact that he is able to take up Jeremiah’s prophecy in an actualising fashion and ratify it with the classic formulae associated therewith.“ (28) Skeptisch ist R. auch gegenüber der Annahme einer kultischen Verwurzelung Obadjas und seiner Prophetie und schreibt dieser eher einen „primarily public character“ (29) nichtkultischer Art zu. Obadja wirkte relativ kurz nach der Katastrophe Judas, am ehesten um 554/3, noch vor dem Angriff Nabonids auf Edom. Das Verhältnis zwischen Juda und Edom war vor 587 lange friedlich (Jer 27,3), bis sich die Edomiter beim Anrücken der Babylonier auf deren Seite schlugen und so Juda eine „traumatic experience“ (36) zufügten.

Mit der Annahme eines brüderlichen Verhältnisses zwischen Israel/Juda und Edom, dessen Bruch er den Edomitern vorwirft, setzt Obadja eine ältere Tradition voraus. R. bestimmt sie jedoch wegen der kontroversen Datierung der einschlägigen Gen-Texte mit Vorsicht und formuliert als „conclusion that during the time of Obadiah . . . there was at least some suggestion of an historical awareness of congeniality between Israel and Edom which Obadiah characterises as a fraternal relationship“ (37).

Gegenüber der Annahme eines Wachstums des Büchleins² bleibt R. aufgrund seiner strukturellen Analyse der Verse zurückhaltend. Nur V.20 erkennt er als Glosse an.

zum Opfer gefallen. Alexander von Bulmerincq regte seinen Schüler Uku Masing zu dieser umfassenden Untersuchung an. Sie sollte in zwei Bänden erscheinen. Davon wurde nur der erste Teil des ersten Bandes ausgeliefert: U. Masing, Der Prophet Obadja. Band I: Einleitung in das Buch des Propheten Obadja, Tartu 1937. Der zweite, weit umfangreichere Teil dieses Bandes (S. 177–422) war schon gesetzt, aber der Einmarsch der Roten Armee verhinderte die Auslieferung, und der Satz wurde anscheinend vernichtet. Nur die Druckfahnen blieben erhalten (und wurden von mir in Tartu eingesehen). Der geplante zweite Band, der den eigentlichen Kommentar enthält und dessen Stärke in der minutiösen philologischen Bearbeitung liegen soll, liegt lediglich in maschinenschriftlicher Fassung vor und kann in Tartu eingesehen werden. Alle einschlägigen Informationen verdanke ich Herrn Kollegen K. Kasemaa in Tartu.

² Vgl. dazu W. Dietrich, Obadja/Obadjabuch, TRE 24 (1994), 715–720 (bes. 717f.); E. Zenger u. a., Einleitung in das Alte Testament (KStTh 1,1), Stuttgart/Berlin/Köln 2008⁷, 543–547 (bes. 545f.).

Statt mit einer literarischen Entwicklung der Einheit rechnet er mit einer Differenz zwischen der ursprünglichen mündlichen Form und ihrem literarischen Niederschlag. Letzterer könnte auf den Propheten selbst zurückgehen.

Die Verse Ob 1–7.16 nehmen Jer 49,7–22 auf; die Annahme der umgekehrten Abhängigkeit ist unwahrscheinlich. Die Übernahme bezeugt „a deep awareness of the consistency of God’s word“ (39). Der Ankündigung des Gerichts über Edom fehlen eschatologische Züge, doch bezieht sich die Ansage über Edom hinaus auf alle Völker, die dessen Fehlverhalten teilen. Der Zion wird infolge der erneuten Präsenz Jahwes ein Ort der Rettung sein, an dem ein heiliges Volk leben wird.

Ein größerer, an die „Introduction“ anschließender Abschnitt bietet eine Untersuchung der „Literary Structure of Obadiah“ (45–105). Unzufrieden mit der Kolo-metrie, die BHK/BHS voraussetzen, unternimmt R. einen neuen, besser begründeten Zugang. Er führt ihn in vier Schritten durch: „Delimitation of Cola“, „Delimitation of Verse-lines“, „Delimitation of strophes“ und „Delimitation of Canticles“. Eine Bestimmung der Makrostruktur sowie eine nach den Ergebnissen der formalen Analyse gegliederte Übersetzung („Text, Translation and Structure“) schließen sich an. Die Strukturanalyse führt R. zu der Beurteilung des Buches als „a regularly structured text“, der „the suggestion of a long (redactional) historical-textual evolution“ nicht rechtfertigt (38). Die Ergebnisse der Strukturuntersuchung sind dann für die Exegese maßgebend. Angeschlossen an diesen Abschnitt findet sich ein Abdruck der wichtigsten griechischen Textzeugen: Washington MV, Sinaiticus, Vaticanus, Alexandrinus und Marchalianus – für den Benutzer des Kommentars bequem, im Grunde aber unnötig und nur bei einer Textgrundlage dieses geringen Umfangs möglich.

Unter dem Titel „Essentials and Perspectives“ stellt R. den Inhalt der von ihm herausgearbeiteten fünf „sub-cantos“ (1–4.5–7.8–12.13–16.17–19.21) vor, ehe sich die Einzelinterpretation („Exegesis“, 109–220) anschließt. In ihr geht der Vf. gründlich und detailliert den vom Text aufgegebenen Fragen nach, angefangen mit philologischen Problemen und Möglichkeiten der Übersetzung bis hin zur Textaussage, dabei in ständigem Gespräch mit der relevanten Literatur. Die Auslegung folgt den herausgearbeiteten Strukturelementen des Textes. Abkürzungs- und Literaturverzeichnis finden sich am Anfang des Bandes. Ein sorgfältiger, bedachtsam prozedierender Kommentar, der in der Obadja-Exegese nicht vernachlässigt werden sollte!

Fischer, I./Schmid, K./Williamson, H. G. M. (Hg.): **Prophetic in Israel**. Münster – Hamburg – London: LIT Verlag, 2003. VI, 208 pp. 4° = Altes Testament und Moderne, 11. Brosch. 29,90. ISBN 3-8258-5458-2. – Bespr. von Michael Weigl, Jerusalem.

„Prophetie in Israel“ präsentiert eine Zusammenstellung von überarbeiteten Vorträgen zum Thema Prophe-

tie, die anlässlich des 100. Geburtstags Gerhard von Rads im Oktober 2001 in Heidelberg im Rahmen des Symposiums „Das Alte Testament und die Kultur der Moderne“ gehalten wurden. Die Reflexionen des Jubilars über den Charakter der israelitischen Prophetie, insbesondere sein „traditionsgeschichtlicher Ansatz“, stellen denn auch den Ausgangspunkt aller Beiträge in diesem Sammelband dar.

Vierzehn Artikel, deren Anordnung teilweise auch den Ablauf des Kolloquiums (Referat, Koreferat) widerspiegelt, greifen – in thematische Gruppen geordnet – zentrale formale und inhaltliche Aspekte der modernen Prophetenforschung auf (Teil I: R. G. Kratz, „Das Neue in der Prophetie des Alten Testaments“, 1–22; H. Leene, „Das Neue in der Prophetie: Antwort an Reinhard G. Kratz“, 23–28; Teil II: Ch. R. Seitz, „Prophecy and Tradition-History: The Achievement of Gerhard von Rad and Beyond“, 29–52; G. I. Davis, „Prophecy and Tradition: Response to Christopher R. Seitz“, 53–58; Teil III: D. M. Carr, „Moving Beyond Unity: Synchronic and Diachronic Perspectives on Prophetic Literature“, 59–93; J. Vermeylen, „Synchronic and Diachronic Perspectives on Prophetic Literature: A Response to David M. Carr“, 95–104). Den zweiten Teil dominieren Analysen zum Vorstellungskomplex der Stadt als Frau in traditionsgeschichtlicher (Teil V: K. Baltzer, „Die Stadt als Frau: Personifikation versus Stadtgöttin – am Beispiel der Figur ‚Zion/Jerusalem‘ bei Deutero-Jesaja (Jes 40–55)“, 137–147; B. Groneberg, „Bemerkungen zum Stadtgott in Mesopotamien“, 149–156; Ch. Maier, „Tochter Zion im Jeremiabuch: Eine literarische Personifikation mit altorientalischem Hintergrund“, 157–167; M. Meyer, „Anthropomorphe Bilder von Städten in der altgriechischen Kultur“, 169–178) und hermeneutischer Hinsicht (Teil VI: A. Brenner, „All My Daughters . . . Once again, what can we do with the text?“, 179–184; C. Meyers, „Rape or Remedy? Sex and Violence in Prophetic Marriage Metaphors“, 185–198; I. Müllner, „Prophetic Violence: The Marital Metaphor And Its Impact on Female and Male Readers“, 199–204). Der Aufsatz von M. Köckert – U. Becker – J. Barthel (IV: „Das Problem des historischen Jesaja“, 105–135) stellt gleichsam das Bindeglied zwischen den beiden inhaltlichen Schwerpunktsetzungen des Sammelbandes dar, wobei besonders hier der Zusammenhang manchmal sehr locker erscheint.

Die Beiträge des ersten Teils diskutieren die brennenden methodischen und historischen Fragestellungen und Aporien (post-)moderner Prophetenauslegung, etwa den historisch-kritischen Zugang in all seinen jüngeren Spielarten, das heiß umstrittene Verhältnis zwischen Synchronie und Diachronie und die für G. von Rad so charakteristische traditionsgeschichtliche Fragestellung. Jede Diskussionseinheit bleibt jedoch in sich geschlossen, sodass keine „offene“ Diskussion zwischen den Proponenten der verschiedenen Ansätze dargeboten wird – ein Manko, denn gerade diese Diskussion bestimmt die Forschung der Gegenwart.

So lassen sich die Aufsätze anhand der methodischen Präferenzen der Autoren in drei Gruppen ordnen:

Kratz, Seitz und Köckert/Becker/Barthel repräsentieren den aus dem Methodenreservoir der klassischen historischen Kritik schöpfenden, auf der Notwendigkeit bzw. Priorität historischer Fragestellungen bestehenden Ansatz, dem sich – dem Diskussionsstand seiner Zeit entsprechend – auch G. von Rad verpflichtet wusste. Dieser Ansatz weiß sich zunehmend um die Differenz zwischen Autor (hier: die Propheten) und Buch (hier: die diesen Propheten zugeschriebenen, jedoch eigentlich erst die „Schriftpropheten“ erschaffenden Vf. der Mehrzahl der in den Büchern tradierten Texte) informiert, zieht daraus jedoch nicht die resignative Schlussfolgerung exklusiv synchron orientierter Zugänge, über den Ausgangspunkt der Texte (hier: der Propheten) ließe sich keine Einsicht gewinnen, weshalb die historische Fragestellung überflüssig sei, sondern sucht gezielt nach neuen Ansatzpunkten für die historische Rückfrage, auch wenn diese zum Teil die geschichtlichen Erkenntnisse und Theorien der Gründerväter der Methode „auf den Kopf stellen“ und bei den Kritikern der Methode so manche Ängste zur Gewissheit werden lassen.

Im vorliegenden Band steht zweifellos R. G. Kratz mit seinem Beitrag über das „Neue“ in der Prophetie an vorderster Front dieses Zugangs, ganz besonders dort, wo er – im diametralen Gegensatz zu von Rad – die prophetische, aber vor allem die gesamt-alttestamentliche Traditionsbildung aus der vor- in die nach-prophetische Zeit verschiebt: „Denn . . . in der Gerichts- und Schriftprophetie sind weder das Gesetz noch irgendwelche spezifischen sakralen Traditionen und Überlieferungen Israels, Gottesrecht und Heilsgeschichte, vorausgesetzt . . . weil es diese Traditionen noch gar nicht gab. (. . .) Nicht nur das ‚Gesetz‘, auch die ‚Heilsgeschichte‘ . . . ist jünger als die Propheten, und beides hat erst nachträglich auf die Prophetenbücher und die Prophetenerzählungen eingewirkt.“ (22)

Die Erkenntnis, dass sich die israelitische Prophetie in ihren Anfängen phänomenologisch zunächst nur wenig von den üblichen altorientalischen Formen unterschied (auch die atl. Propheten waren in erster Linie „Heils- und Hofpropheten“) und erst später – auf literarischer Ebene! – unter dem Eindruck politischer Katastrophen in Gerichtsprophetie umgewandelt wurde, vertreten in Variationen auch M. Köckert, U. Becker und J. Barthel in ihrer Suche nach dem „historischen Jesaja“. Obwohl die Ausgangspunkte der Autoren sehr verschieden sind, gelangen sie in vielen zentralen Ergebnissen zu ähnlichen Einsichten über den dem historischen Jesaja zuzuschreibenden Grundbestand.

D. M. Carr, J. Vermeylen und K. Baltzer stehen für die radikale (Rück-)Wendung zur rein synchronen Textanalyse, welche aus methodischer Frustration über manch extreme Positionen der historisch-kritischen Exegese und deren Mangel an „verlässlichen“, einfachen Grundpositionen, jedwede historische, form-, gattungs- und traditionsgeschichtliche Fragestellung gezielt ausblendet (vgl. Carr, 59–60: „The emphasis is on the design of the author/editor of the book, not the message of the individual prophet“, es ginge um die Analyse des „text at hand“). Carrs Thesen zur Notwendigkeit der

Diachronie (62–65) und seine fünf diachronen Fragen zur Synchronie (64–65) zeigen die ganze Problematik eines exklusiv synchron orientierten Zugangs in aller Schärfe auf: Mithilfe moderner elektronischer Konkordanzanzen wird ein Netzwerk von Wort- und Formel-Statistiken über einzelne Texte oder ganze Bücher gelegt – mit dem Ergebnis, dass höchst komplexe Strukturen sichtbar werden, die den Lesern weder in der Antike noch in der Neuzeit vor der Erfindung des Computers jemals bewusst waren, nun jedoch als die bestimmenden Elemente (hier: prophetischer) Leserlenkung identifiziert werden. Diese Vorgangsweise hätte primär „heuristischen Wert“, denn es sei evident, „that the ancient readers were oriented toward appropriation of prophetic books as books . . . It appears that most ancient readers were relatively uninterested in seeking such overarching textual patterns. They did not seek the literary unity of the book . . . Much of the development of a focus on literary patterns . . . in the prophetic books originates in the silent-reading, book/codes environment of the nineteenth and twentieth centuries“ (64–65). Carr reduziert – ebenso wie Vermeylen – die Textanalyse auf eine fragwürdige, post-moderne Text-Ästhetik, die am Ende wenig mehr ist als l’art pour l’art und theologisch ebenso steril bleibt wie der kritisierte historisch-kritische Zugang. Noch radikaler geht Vermeylen vor, der selbst das Phänomen der Intertextualität auf die Suche nach „purely literary connections between texts, without any judgment about their historical relationship“ (96) reduzieren möchte, denn als moderne(r) Leser/Leserin benötige man keinerlei historische Information zum Verstehen des Textes (97). Die dann in der Folge von beiden Autoren vorgebrachten Überlegungen zur Mutter/Tochter-Metaphorik im Jesajabuch führen denn auch in ein krasses Wirrwarr exegetischer Aporien. – Baltzers Beitrag ist exegetisch schlicht irrelevant und sagt mehr über seine Grundthese als über die untersuchten Texte aus. Es darf bezweifelt werden, dass dies der exegetisch zukunftsweisende Weg der Prophetenforschung sein kann.

Das Erstarken historisch informierter, jedoch in erster Linie kontextueller und leserorientierter Zugänge (hier: vor allem der feministischen Schriftauslegung), deren exegetisches Interesse von modernen Problematiken ausgeht und auch nicht davor zurückscheut, die den biblischen Texten zugrundeliegenden Menschen-, Welt- und Gottesbilder auf ihre lenkenden Werte hin zu untersuchen und diese auch im Kontext der (Post-)Moderne der theologischen Kritik zu unterziehen, manifestiert sich in Teilen V und VI. Teil V (K. Baltzer, B. Gronenberg, Ch. Maier, M. Meyer) schließt sich zwar thematisch der Untersuchung weiblicher Metaphorik in Prophetentexten an, ist jedoch in sich eher ein Konglomerat vollkommen divergenter Studien, die mit dem Thema des Bandes nur am Rande oder gar nicht (besonders: B. Gronenberg, M. Meyer) korrespondieren. Aus Teil VI ragen vor allem die differenzierten Beobachtungen von C. Meyers zur Äquivalenz von weiblicher Metaphorik in YHWHs Straferechtigkeit heraus, während die Überlegungen von A. Brenner und I. Müllner eher blass bleiben.

„Prophetie in Israel“ bereichert die exegetische Diskussion, besonders wegen der kaleidoskopartigen Zusammenstellung der zurzeit gängigen Forschungsmeinungen und methodischen Ansätze in der Prophetenforschung. Bedauerlich ist, dass die gerade in der Prophetenforschung profilierten Herausgeber nicht mit eigenen Beiträgen vertreten sind, sondern stattdessen manches Verzichtbare in den Sammelband aufgenommen haben.

Judah and the Judeans in the Fourth Century B.C.E. Ed. by Oded Lipschits/Gary N. Knoppers/Rainer Albertz. Winona Lake, Indiana: Eisenbrauns 2007. XII, 423 S. m. Abb. 8°. Hartbd. 59.50 \$. ISBN 978-1-57506-130-6. – Bespr. von Sebastian Grätz, Mainz.

Der Sammelband enthält Vorträge, die auf der gleichnamigen Konferenz im August 2005 in Münster gehalten wurden, und führt damit ein Projekt weiter, das mit der ersten Konferenz (*Judah and the Judeans in the Neo Babylonian Period*) 2001 in Tel Aviv begann und das 2003 in Heidelberg (*Judah and the Judeans in the Achaemenid Period*) seine Fortsetzung fand. Diese bedeutenden Tagungen tragen dem in der jüngeren Zeit stark gewachsenen Interesse an der babylonisch-persischen Epoche der israelitisch-judäischen Geschichte Rechnung. Während bis in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts dieser Zeitraum zugunsten der Frühzeit zumeist ein Randdasein in der alttestamentlichen Wissenschaft fristete, nahm nun das Interesse deutlich zu, weil man erkannte, dass zahlreiche Problemstellungen, die sich mit dem komplizierten literarischen Werdegang des Alten Testaments und der Entstehung des Judentums befassen, nur mit schärferem Blick auf diese Zeit über das bisher geleistete hinaus zu lösen sein würden. Entsprechend dieser weit gefassten Fragestellungen steht in den drei bisher vorliegenden Bänden auch nicht so sehr das Alte Testament selbst im Blickpunkt der Betrachtung, sondern vor allem die Perspektive auf das historisch greifbare Phänomen Juda und die Judäer im Sinne der „external evidence“. Die alttestamentliche Literatur wird dieser Perspektive zugeordnet, so dass sich ein nachvollziehbarer Aufbau des vorliegenden Bandes ergibt: Nach den historischen Betrachtungen, die in erster Linie auf der Evaluierung von archäologischen und epigraphischen Daten beruhen, wird am Ende die biblische Perspektive, gewissermaßen als Binnenperspektive, eingeholt. Bei der historischen Evaluierung fällt ein Trend auf, der sich seit einiger Zeit immer stärker abzeichnet: Die schwierige Korrelation von außerbiblischen und biblischen Daten erfolgt mit größerer Vorsicht, als das die hergebrachten „Geschichten Israels“ zu tun pflegten. Dies entspricht auf der anderen Seite dem Selbstverständnis der „biblischen“ Archäologie, die sich von ihrer alten Legitimation als Nebenzweig der biblischen Wissenschaften nun vollständig emanzipiert und in der Archäologie des geographischen Raumes Israels und Palästinas ihren eigenen wissenschaftlichen Zweck hat.

Der Sammelband ist in vier Teile gegliedert, die ich im Folgenden nur kurz skizzieren kann.

Der erste Teil, *The History of the Fourth Century: A View from the Center*, enthält nur einen Beitrag; J. Wieshöfer fragt: „The Achaemenid Empire in the Fourth Century B.C.E.: A Period of Decline?“ und antwortet mit einem klaren „Nein“. Der Untergang des persischen Großreichs beruhe weder auf einer sich einschleichenden Dekadenz noch auf einer strukturellen Schwäche der Administration, sondern in erster Linie auf den militärischen Fähigkeiten Alexanders des Großen.

Der zweite Abschnitt ist der persischen Provinz Juda (Jehud) gewidmet: *Judah in the Late Persian and Early Hellenistic Periods*. Die Zusammenfassung beider Teilperioden hat ihren guten Grund: Es gibt Anhaltspunkte dafür, dass der Übergang von der persischen zur hellenistischen Zeit in Juda beinahe spurlos verlief, wie der einleitende Beitrag von O. Lipschits und O. Tal, *The Settlement Archaeology of the Province of Judah: A Case Study*, zeigen möchte. A. Lemaire, *Administration in Fourth-Century B.C.E. Judah in Light of Epigraphy and Numismatics*, wertet in einem ersten Teil rezente Publikationen in Hinblick auf die Verwaltung Judas im vierten Jahrhundert aus („All these new publications reveal that the fourth century B.C.E. need no longer be considered a ‚dark age‘.“ 53), in einem zweiten Teil stellt er, in Fortsetzung eigener einschlägiger Publikationen, weitere Inschriften aus Idumäa vor. O. Lipschits und D. Vanderhooft fragen anschließend: „Yehud Stamp Impressions in the Fourth Century B.C.E.: A Time of Administrative Consolidation?“ und geben eine Lipschits und Tal (s. o.) entsprechende Antwort. Die formale Entwicklung der Abdrücke zeige wesentliche Einschnitte nicht während des Übergangs von der persischen zur hellenistischen Zeit, sondern zum ersten im Übergang des fünften zum vierten Jahrhundert und zum zweiten zu Beginn der hasmonäischen Zeit. Während letzterer kaum überrascht, so verbinden die Autoren den ersten Einschnitt mit einer verstärkten Präsenz der persischen Zentralmacht in der Levante angesichts ägyptischer Autonomiebestrebungen in der fraglichen Zeit. I. Kottsieper, „And They Did not Care to Speak Yehudit“: On Linguistic Change in Judah during the Late Persian Era, weist den Fortbestand des Hebräischen innerhalb eines aramäischsprachigen gesellschaftlichen Kontexts als religiöse Fachsprache („lingo“) in entsprechend motivierten Kreisen auf; L. L. Grabbe, *Archaeology and Archaeologies: Relating Excavations to History in Fourth-Century B.C.E. Palestine*, widmet sich zum Schluss des zweiten Teiles anhand von drei Fallstudien aus der griechischen Historiographie der im Titel genannten Problematik und kommt zu dem Ergebnis, dass die Zusammenführung von archäologischen und literarischen Quellen häufig ein sehr schwieriges Geschäft sei und daher bei einer historischen Rekonstruktion die Quellen zunächst unabhängig voneinander zu analysieren seien.

Der dritte Hauptteil wendet sich einer in der Disziplin der – zumal der perserzeitlichen – Geschichte Israels häufig vernachlässigten Fragestellung zu: „Edom and

Samaria: Judah’s Neighbors in the Late Persian and Early Hellenistic Periods.“ Die beiden ersten Beiträge sind Idumea gewidmet. Zunächst fragen A. Kloner und I. Stern in einem kurzen Beitrag (*Idumea in the Late Persian Period*) nach Grenzen und Bevölkerungszusammensetzung des fraglichen Gebiets, dann liefert E. Eshel, *The Onomasticon of Mareshah in the Persian and Hellenistic Periods*, eine Fallstudie zum Thema. Es zeigt sich hierbei kein einheitliches Bild: Während z. B. Arad einen hohen Anteil jüdischer Personennamen aufweist, zeigt das multikulturell geprägte Marescha – ähnlich Aschkelon – einen geringen Anteil jüdischer, aber einen hohen Anteil edomitischer und nabatäischer/arabischer Namen, was wiederum bestimmte (wirtschaftliche) Beziehungen in dieser Zeit spiegelt. Y. Magen, *The Dating of the First Phase of the Samaritan Temple on Mount Gerizim in Light of the Archaeological Evidence*, präsentiert in seinem Artikel eine bündige Zusammenfassung der eigenen Grabungsergebnisse auf dem Garizim und kommt dabei, weitere Erwägungen einbeziehend, detailliert auf die Datierung des dortigen Tempelbaus im fünften Jahrhundert zu sprechen. B. Becking, *Do the Earliest Samaritan Inscriptions Already Indicate a Parting of the Ways?*, kommt anschließend zu folgender Vermutung: „This implies that during the fifth and fourth centuries B.C.E., two competing Yahwistic Identities arose: one in Yehud and one in the North. The written evidence excavated on Mount Gerezim does not allow the conclusion that, from its very beginning, the religion of the Samari(t)ans differed from the religion of the Yehudites.“ (220) Zum Abschluss des dritten Teils evaluiert H. Eshel die aus unterschiedlichen Quellen erhobenen Informationen bezüglich „The Governors of Samaria in the Fifth and Fourth Centuries B.C.E.“. Er kommt dabei zu einem Ergebnis, das insgesamt sowohl von Cross’ als auch Kratz’ Rekonstruktionen im Einzelnen abweicht, wenngleich er in der nicht unproblematischen Identifikation des im Nehemiabuch häufig genannten Sanballat mit dem Sanballat der Elephantinkorrespondenz den Vorgaben von Cross und anderen gegen Kratz folgt.

Der vierte Teil, *Biblical Literature in the Late Persian and Hellenistic Periods*, schließlich wendet sich der biblischen Überlieferung, beginnend mit drei Beiträgen zum Pentateuch/Hexateuch, zu. K. Schmid, *The Late Persian Formation of the Torah: Observations on Deuteronomy 34*, plädiert für die Aktivität einer Tora-Endredaktion (R^p) in Dtn 34,7 (Urgeschichte).⁴ (Vätergeschichte).^{10–12} („Moses-Story“, Exodus – Deuteronomium). R. Achenbach, *The Pentateuch, the Prophets, and the Torah in the Fifth and Fourth Centuries B.C.E.*, fragt, ausgehend von dem deuteronomistischen Text Dtn 28,58.61, anhand des Begriffs *tora* nach Korrelationsmöglichkeiten der redaktionellen Arbeit am Pentateuch mit dem literarischen Werdegang der vorderen und hinteren Propheten. R. Albertz, *The Canonical Alignment of the Book of Joshua*, evaluiert die vieldiskutierten priesterschriftlichen Passagen im Josuabuch und kommt zu dem Ergebnis, dass diese von späten Texten der priesterschriftlichen Tradition im Pentateuch abhängig seien.

Hieraus könne zum einen eine Angleichung des Josuabuches an die kanonische Tora und zum anderen eine Bestätigung der These von der Existenz eines Deuteronomistischen Geschichtswerks gefolgert werden.

Die drei nächsten Beiträge beschäftigen sich mit dem Literaturkreis um Esra-Nehemia sowie den Chronikbüchern: Zunächst stellt G. Knoppers die interessante Frage: Nehemiah and Sanballat: The Enemy Without or Within? Er kommt zu dem Ergebnis, dass das (Esra-)Nehemiabuch Identitäten schafft, die nicht allein durch die Grenzen Jehuds definiert sind, sondern die auch innerhalb der durch diese Grenzen definierten Gesellschaft als „innen“ und „außen“ bestimmt werden. J. Wright, A New Model for the Composition of Ezra-Nehemiah, bietet ein Kurzporträt seiner Dissertationsschrift, die eine redaktionsgeschichtliche Analyse des Nehemiabuches unter Berücksichtigung des Esrabuches bietet. Hiernach ist das gegenwärtige Nehemiabuch Ergebnis eines langen Wachstumsprozesses, der in einer knappen Ich-Erzählung Neh 1,1a–6,15* (u. a. ohne die Mauerbauliste in 3,1–32, die Schilderungen der Attacken der Gegner sowie der Reformmaßnahmen Nehemias in Neh 5) seinen Anfang nimmt. Interessanterweise wird Neh 8 nicht wie zumeist üblich als Bestandteil einer ursprünglichen Esrageschichte, sondern als abschließende redaktionelle Komposition, die Nehemia(-buch) und Esra(-buch) zusammenführt, verstanden. E. Ben Zvi, Who Knew What? The Construction of the Monarchic Past in Chronicles and Implications for the Intellectual Setting of Chronicles, wendet sich in seinem Beitrag dem Sinn der anachronistischen (intertextuellen) Anspielungen in den Chronikbüchern (z. B. 1. Chr 16,35) zu und kommt zu folgendem Ergebnis: „These references created a fluidity of meanings that was essential to the didactic, socializing function of the text and, above all, essential to the reading and rereading of the text by the communities for whom it was composed.“ (360)

Die beiden abschließenden Artikel fokussieren wiederum stärker die historische Fragestellung: J. W. Wright, „Those Doing the Work for the Service in the House of the Lord“. 1 Chronicles 23:6–24:31 and the Sociohistorical Context of the Temple of Yahweh in Jerusalem in the Late Persian/Early Hellenistic Period, interpretiert die im Titel genannte Liste vor dem Hintergrund eines aus hellenistischer Zeit stammenden spätbabylonischen Dienstplanes eines Tempels aus Uruk (BRM II 17). In beiden Fällen gehe es um ökonomische Redistribution und die Definition derjenigen Gruppe, die an diesem Prozess Anteil hat. In seinem Beitrag The Development of Jewish Sectarianism from Nehemiah to the Hasidim geht J. Blenkinsopp den (literarischen) Bezügen nach, die sich, ausgehend von Esra-Nehemia (hier ist der Terminus *b'ne haggôlâ* „Kinder des Exils“ leitend) und den kanonischen Prophetenbüchern (z. B. *charad* „zittern“ in Esr 9; Tritojesaja als terminus technicus einer bestimmten religiösen Haltung), aufgrund der Zeugnisse sektiererischer Gruppen der hasmonäischen und römischen Zeit (wie z. B. die Damaskusschrift) ergeben.

Ein Registerteil (Autoren, Schriften und Orte) beschließt den Sammelband, dessen Lektüre für jeden, der

sich mit der spätpersischen und frühhellenistischen Zeit im Zusammenhang Judas und seiner Nachbarn beschäftigt, unumgänglich ist.

Magness, Jodi: *The Archaeology of Qumran and the Dead Sea Scrolls*. Grand Rapids, Mich. / Cambridge, U.K.: Eerdmans 2002. X u. 238 S. 66 Abb. 8° Geb. 26,00 €. ISBN 0-8028-4589-4.

Dies.: *Debating Qumran*. Collected Essays on its Archaeology. Leuven, Paris, Dudley, MA: Peeters 2004. X u. 210 S. 21 Abb. 8° = *Interdisciplinary Studies in Ancient Culture and Religion*, 4. Brosch. 37,00 €. ISBN 90-429-1314-2. – Bespr. von Carsten Claußen, München.

Mit „*The Archaeology of Qumran and the Dead Sea Scrolls*“ (2002) und „*Debating Qumran*“ (2004) legt Jodi Magness in rascher Abfolge eine Monographie und eine Zusammenstellung von Aufsätzen vor, die sie auf dem Diskussionsstand von 2002 überarbeitet hat. Herausgekommen sind dabei eine mit zahlreichen Anmerkungen versehene Aufsatzsammlung, die vor allem den Fachkollegen und -kolleginnen dienen wird und eine stärker synthetische Gesamtdarstellung für einen breiteren Leserkreis, die auf Fußnoten bewusst verzichtet, dafür aber am Ende jedes Kapitels ausführliche bibliographische Hinweise zur Vertiefung und Weiterarbeit bietet. Beide Bände verfügen über eine Reihe von Abbildungen und über ausführliche Indices. Da die beiden Bände thematisch ganz erhebliche Überschneidungen bieten, erscheint eine gemeinsame Besprechung sinnvoll.

Steht der Name „Qumran“ für die wissenschaftliche Fachdiskussion ebenso wie für eine breitere Öffentlichkeit meist als Synonym für die seit dem Jahre 1947 in Höhlen oberhalb des Wadi Qumran gefundenen mehr als 900 Manuskripte, so ist die Archäologie der benachbarten Siedlungsanlage Khirbet Qumran am nordwestlichen Ufer des Toten Meeres etwa 15 km südlich von Jericho weitaus weniger bekannt. Bereits Ende des 19. Jh.s war die Grabungsstätte als Überrest eines römischen Forts betrachtet worden und gilt heute der Mehrheit der Forscher als klosterartige Wohnanlage einer essenischen Gemeinschaft. Jene habe sich in vorchristlicher Zeit vom auf den Jerusalemer Tempelkult ausgerichteten Judentum abgespalten und in die Wüste am Toten Meer zurückgezogen. Unmittelbar bevor die Siedlung von den römischen Truppen im Jahre 68 n. Chr. zerstört worden sei, hätten die Qumran-Essener ihre Schriftrollen in den benachbarten Höhlen in Sicherheit gebracht, wo sie dank des extrem trockenen Wüstenklimas bis in unsere Zeit erhalten blieben. Diese Deutung des archäologischen Befundes, die bereits auf den Hauptausgräber der Siedlungsanlage, Roland de Vaux, zurückgeht, wird auch von M. vertreten. Da ein abschließender Grabungsbericht nie erschienen ist, mussten Interessierte bisher vor allem auf Vortragsveröffentlichungen des Archäologen Roland de Vaux (*Schweich-Lectures* von 1959) und dessen seit den 90er Jahren veröffentlichte Grabungstagebücher und -fotos zurückgreifen. Mit M.s Veröffentlichungen hat sich der

Zugang nun für Fachgelehrte und interessierte Öffentlichkeit gleichermaßen erheblich vereinfacht.

Um beide Werke differenziert würdigen zu können, erscheint es angemessen, sich zunächst dem „jüngeren“ Aufsatzband zuzuwenden, um dann bei der Monographie nur noch auf einige Ergänzungen hinzuweisen.

Zu den Aufsätzen im Einzelnen: Der erste Beitrag „The Community at Qumran in Light of Its Pottery“ (1–15) beschäftigt sich mit der in Qumran gefundenen Keramik und ist längst zu einem Klassiker geworden. M. argumentiert darin, dass die Qumrankeramik Rückschlüsse auf den besonderen gemeinschaftlichen Charakter der Siedlungsbewohner zulasse. In Korrektur ihrer ursprünglichen These muss sie in der jetzt vorliegenden Überarbeitung jedoch einräumen, dass neuere Funde etwa auf Masada und in Jericho durchaus regionale Übereinstimmungen sichtbar machen (15). Die Qumrankeramik ist damit in Teilen durchaus weniger signifikant als früher angenommen (vgl. auch neuere Befunde von Y. Magen und Y. Peleg).

In „A Villa at Khirbet Qumran?“ (17–39) setzt sich M. kritisch mit den Diskussionspartnern auseinander, die die Qumransiedlung als „Villa“ interpretieren und damit die Identifizierung als architektonisch deutlich abzuhebende Wohnanlage bestreiten (vgl. R. Donceel, P. Donceel-Voûte, J.-B. Humbert, Y. Hirschfeld). Dagegen führt M. eine Reihe von Gebädefunden aus Judaea, Idumaea und aus der Gegend um das Tote Meer in hasmonäischer und herodianischer Zeit an und stellt die Unterschiede klar heraus. Ob diese architektonischen Abgrenzungen jedoch ausreichen, de Vaux' Interpretation der Qumrananlage als „sectarian settlement“ (39) hinreichend zu begründen, bedarf weiterer Diskussion.

Die beiden Beiträge „The Chronology of the Settlement at Qumran in the Herodian Period“ (41–48) und „The Chronology of Qumran, Ein Feshkha, and Ein el-Ghuweir“ (49–61) unterziehen die ursprüngliche Datierung der Anlage einer kritischen Evaluation und kommen dabei zu einer für die weitere Forschung hilfreichen Präzisierung.

Dienen damit die ersten vier Beiträge allesamt der grundlegenden Einordnung der Siedlungsanlage, so widmen sich die verbleibenden vier Texte stärker einigen Detailfragen. In „Two Notes on the Archaeology of Qumran“ (63–79) geht es zunächst um die Installation in *locus* 51. M. identifiziert diese als Toilette und versucht ihre Deutung mit Aussagen zur Reinheitshalakha in den Qumrantexten ins Gespräch zu bringen. Ferner setzt sie den Hortfund in *locus* 120 mit der qumranischen Praxis der Tempelsteuer als „one-time payment made when a man reached adulthood and his name was recorded for the first time in the census registers“ (79) in Beziehung. Dabei muss sie jedoch selbst zugestehen, dass es sich bei diesem Fund auch um die Schatzsammlung der Qumrangemeinde gehandelt haben mag.

Der Aufsatz „Communal Meals and Sacred Space at Qumran“ (81–112) setzt mit Überlegungen zum „monastischen“ Charakter der Qumrangemeinschaft ein und wendet sich nochmals der Architektur der Siedlungsanlage zu. Diese wird vor dem Hintergrund der in

den Qumrantexten beschriebenen Mahlpraxis interpretiert.

Die Frage „Women at Qumran?“ (113–149), die in der jüngeren Qumranforschung lebhaft diskutiert wird, resultiert vor allem aus den Knochenfunden von Frauen im der Siedlung angrenzenden Gräberfeld. Da dieser Bereich jedoch bisher kaum erschlossen ist, kann M. die wenigen Funde (im Anschluss an J. E. Zias) herunterspielen und Frauen insgesamt nur eine marginale Rolle in der Qumrangemeinschaft zuweisen. Damit zeigt ihr Urteil zwar eine begründete Schlussfolgerung auf dem aktuellen Stand der archäologischen Erschließung. Weitere Funde könnten jedoch in der Zukunft eine Revision auch dieses Gesamturteils nötig machen und damit auch die Interpretation der von M. herangezogenen Textzeugnisse verändern.

Zu den wichtigsten Argumenten für eine enge Beziehung zwischen den Bewohnern von Khirbet Qumran und den in den Höhlen oberhalb der Siedlung gefundenen Qumranrollen, gehören jene charakteristischen zylindrischen Tonkrüge, die an beiden Orten gefunden wurden. Im letzten Aufsatz „Why Scroll Jars?“ (151–168) führt M. überzeugend den Nachweis, dass die Krüge, in denen die Qumranrollen eingelagert wurden, auch der halakhisch reinen Aufbewahrung von Nahrungsmitteln gedient hätten. M. setzt diese charakteristischen Gefäße mit der Reinheitspraxis der Qumranbewohner in Beziehung.

In der monographisch angelegten Studie „The Qumran Archaeology and the Dead Sea Scrolls“ erweist sich M. auf Grundlage der obigen Aufsätze zum Verfassen einer solch synthetischen Studie als exzellent vorbereitet. Das Werk setzt mit einer Einführung in die Geschichte und Hauptprobleme der Erforschung (1–18) ein. Es folgt eine kurze Darstellung der Fundgeschichte der Qumran-Rollen und der Qumran-Siedlung (19–31). Mit der Frage nach der Beziehung von Rollen und Siedlung von Qumran fährt M. fort (32–46). In diesem Zusammenhang wendet sie sich auch der Frage nach der von ihr positiv vorgenommenen Identifizierung der Qumranbewohner als Essener zu (39–43). Die übrigen Kapitel widmen sich archäologischen Themen, die zumeist in den oben gewürdigten Aufsätzen vorbereitet wurden. So geht es hier wiederum um die Frage der Datierung (47–69), um Keramik und Architektur und die darin sichtbar werdenden Hinweise auf die Gemeinschaft der Qumran-Bewohner (73–79) und um die Tonkrüge, in denen die Schriftrollen aufbewahrt wurden (79–89). Kritisch ablehnend setzt sich M. auch hier (s. o.) mit der These auseinander, ob Qumran eine „Villa“ vergleichbar zu anderen zeitgenössischen Gebäuden gewesen sein könnte (90–104). Auch die Ausführungen zu Gemeinschaftsmählern, einer Toilettenanlage und dem Verständnis von heiligem Raum („sacred space“) (105–133) stützen sich auf frühere Aufsätze. Eine wichtige Ergänzung ihrer bisherigen Untersuchungen stellt die Würdigung der zahlreichen qumranischen Miwaot dar, die das hohe Bedürfnis der Gemeinschaft nach Reinheit dokumentieren (134–162). Es folgt ein Kapitel zur Frage von Frauen in Qumran (163–187). Nach Ausführungen

zu Tempelsteuer, Bekleidung und den Vorbehalten der Qumranbewohner gegenüber der Hellenisierung (188–209) schließt das zehnte Kapitel mit einer Untersuchung der Siedlungen Ein Feshkha und Ein el-Ghuweir die Monographie ab. Obwohl diese jüdischen Siedlungen am nordwestlichen Ufer des Toten Meeres zur gleichen Zeit wie Qumran bewohnt gewesen seien, bestünde keinerlei direkte Verbindung (210–225).

M. hat zwei Werke vorgelegt, die sie als herausragende Spezialistin für die Deutung der archäologischen Fundstätte Khirbet Qumran ausweisen. Dass die Diskussion einzelner Fragestellungen damit jedoch keinesfalls abgeschlossen ist, versteht sich von selbst. M. hat jedoch durch ihre differenzierten Analysen und die lesenswerte Synthese der bisherigen Einzelbefunde die Diskussion auf eine aktuelle Grundlage gestellt, von der alle folgenden Beiträge profitieren werden.

Veijola, Timo: Offenbarung und Anfechtung. Hermeneutisch-theologische Studien zum Alten Testament. Hrsg. von Walter Dietrich in Zsarb. mit Marko Marttila. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2007. VIII, 207 S. 8° = Biblisch-theologische Studien, 89. Kart. 24.90 €. ISBN 978-3-7887-2235-7. – Bespr. von Karin Finsterbusch, Landau.

In dem anzuzeigenden Band hat der Herausgeber Walter Dietrich einige der neueren, deutsch geschriebenen Studien des 2005 verstorbenen finnischen Alttestamentlers Timo Veijola vereint. Die sechs Studien kreisen um zwei Themen, nämlich „Offenbarung“ und „Anfechtung“. Die erste für Alttestamentler/innen in forschungsgeschichtlicher Hinsicht interessante Studie von 1991 trägt den programmatischen Titel „Offenbarung als Begegnung. Von der Möglichkeit einer Theologie des Alten Testaments“ (S. 10–33). Veijola setzt sich hier mit der unter anderem von dem grand old man der finnischen Bibelwissenschaft, Rafael Gyllenberg, vertretenen These der „Unmöglichkeit einer Theologie des Alten Testaments“ auseinander. Gyllenberg postulierte (vermutlich als Reaktion auf einen Vortrag von H. J. Iwand 1934) eine unterschiedliche Einstellung des Alt- und Neutestamentlers zu dem jeweiligen Forschungsgegenstand: Der Neutestamentler habe kein neutrales Verhältnis zu seinen Texten, sondern werde ständig von ihnen existentiell angesprochen und ergriffen. Im Bereich der alttestamentlichen Forschung gebe es hingegen kein ähnliches Verhältnis, folglich gebe es auch keine eigenständige alttestamentliche Theologie (S. 12f.17). Veijola widerspricht dieser These. Er weist zunächst auf einen Paradigmenwechsel in der Fragestellung hin, nämlich dass „die heutige Situation“ nicht mehr von der Suche nach einem richtigen Zugang zu der alttestamentlichen Theologie, sondern vielmehr von der Frage nach einer biblischen Theologie beherrscht werde (S. 18). Mit dieser Frage seien Versuche verbunden, eine „Mitte“ des Alten Testaments zu bestimmen. Für Veijola ist es angesichts des „dynamischen Charakters des alttestamentlichen Wahrheits- und Wirklichkeitsverständ-

nisses“ aber näherliegend, nicht nach einer „Mitte“, sondern nach einer Struktur zu suchen, „die möglichst sachgemäß und umfassend das zum Ausdruck bringen könnte, worin die Autoren des Alten Testaments das Charakteristische der Gottesoffenbarung sahen“ (S. 21). Er plädiert (im Anschluss an Brunner und Zimmerli) dafür, von der *Begegnung* als Grundprinzip der alttestamentlichen Offenbarung und damit auch als Grundstruktur einer sie explizierenden alttestamentlichen Theologie auszugehen. In der „Begegnung“ besitzen wir laut Veijola „eine Kategorie, die dem eigenen Wirklichkeits- und Wahrheitsverständnis des Alten Testaments entspricht und die zugleich auch für die heutige Theologie und Glaubenserfahrung von Belang sein könnte. Sie hat auch den Vorteil, daß sie den Zugang zur alttestamentlichen Theologie nicht über das Neue Testament erschließt und damit ein Gespräch ermöglicht, an dem Forscher verschiedener Glaubensüberlieferungen unvoreingenommen teilnehmen können, was besonders wichtig im Blick auf den heutigen, auf die Gleichheit der Teilnehmer gegründeten christlich-jüdischen Dialog ist“ (S. 30).

In dem 2000 erstveröffentlichten Beitrag „Text, Wissenschaft und Glaube“ (S. 34–67) stellt Veijola „Überlegungen zur Lösung des Grundproblems der biblischen Hermeneutik“ an. Als Grundproblem konstatiert Veijola, daß „Historismus und Biblizismus nicht nur in Finnland wie ein Schatten dem historisch-kritisch arbeitenden Bibelforscher folgen und seine hermeneutischen Schlußfolgerungen leicht in ihren Bann ziehen“ (S. 35). Veijola geht dann auf die Begrenztheit der historisch-kritischen Methode ein. Er wertet die etwa von Drewermann geäußerte scharfe Kritik an der historischen Exegese und die Resonanz, die sie gefunden hat, als einen klaren Beweis für das „Dasein echter Probleme“. „Das schwerwiegendste von ihnen dürfte das Erfahrungsdefizit sein, das infolge der historisch-kritischen Exegese entstanden ist“ (S. 38). Der folgende Teil ist überschrieben mit „Die Autonomie des Textes und der Anteil des Lesers an der Herstellung des Sinnes“ (S. 39). Hier geht Veijola auf die „Alternativen, Konkurrenten oder Ergänzender der historisch-kritischen Methode“ ein, nämlich auf die neueren literaturwissenschaftlichen Methoden, deren Einfluß auf die bibelwissenschaftliche Forschung seit den 70er Jahren ständig gewachsen sei. In der neueren Literaturwissenschaft werde bekanntlich die Autonomie des Textes gegenüber seinem ursprünglichen Autor hervorgehoben (Ricoeur). In der Bibel trete die Autonomie des Textes allein durch die Tatsache in Erscheinung, daß die meisten Schriften anonyme oder pseudonyme Literatur seien. Was in historischer Hinsicht ein Verlust sei, sei in hermeneutischer Hinsicht ein Gewinn, denn: Die meisten biblischen Texte sind „von Haus aus autonom und gerade aufgrund dieser Eigenschaft fähig, in vollkommen anderen Verhältnissen lebende Menschen anzusprechen“ (S. 42). Die entscheidende Rolle des Lesers bei der Herstellung von Sinn wurde insbesondere in der rezeptionsästhetischen Forschung (Eco) hervorgehoben. Gerade bei einer so heterogenen, von den Urhebern losgelösten polyphonen Schriftensammlung wie der Bibel ist der Anteil des Lesers nach Veijola bei der

„Sinnherstellung“ hoch. Um schließlich zu dem dritten im Titel genannten Thema, dem Glauben, zu kommen, bemüht Veijola dann „ein neues Hilfsmittel“ (S. 46), nämlich die „impliziten Axiome“ (Ritschel). Bei den impliziten Axiomen handelt es sich um „semantische Tiefenstrukturen, die sich vor der Sprache befinden und einen entscheidenden Einfluß darauf haben, in welche sprachliche Oberflächengestalt z. B. eine Erfahrung gekleidet wird“ (S. 48). Dabei kann das Sanduhrmodell, auf das Ritschel häufig hingewiesen habe, folgendes Phänomen verdeutlichen: Gegenstand der Forschung kann das sein, was hinter dem Text (der obere Teil der Sanduhr), was im Text (die Enge) oder was vor dem Text (der untere Teil der Sanduhr) steht (S. 50). Wendet man nun das Sanduhrmodell auf die Schriften der Bibel an, „dann stellt man sofort fest, das dort der obere und untere Teil selbstverständlich in Beziehung stehen. Der größte gemeinsame Nenner und die verbindende Macht ist Gott selbst. . . . Ohne ‚Gott‘ gebe es keine Bibel. Das ist eine ‚historische‘ Tatsache, die weitreichende hermeneutische Konsequenzen hat. Die Vokabel ‚Gott‘ hält nämlich nicht nur die verschiedenen Schriften der Bibel zusammen, sondern öffnet zugleich einen Verstehenshorizont, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammentreffen“ (S. 54). Paulus etwa verkündige nicht den „historischen Jesus“, sondern den auferstandenen Christus, der durch den Geist unter seinen Nachfolgern gegenwärtig sei (S. 57). Dabei lese er das Alte Testament im Hinblick darauf, was es den heutigen Lesern sage. Er vertrete mit seinen Zeitgenossen eine wahrhaft leserorientierte „rezeptionsästhetische“ Lektüre, die es ihm ermögliche, den Sinn der Schrift in der eigenen Gegenwart zu finden (S. 59). Nur einige wenige Folgerungen Veijolas können in diesem Rahmen wiedergegeben werden: Die Laien brauchen nach Veijola keine historisch-kritische Belehrung, um bessere Christen zu werden. Sie könnten sich für die Ergebnisse der historischen Bibeldwissenschaft aus allgemeiner humanistischer Wissbegier interessieren, aber dann sollte man auf der Hut sein, sie nicht durch einseitigen historischen Unterricht in die Falle des Historismus zu verführen (S. 66). Für die Theologen hingegen sei die Bekanntschaft mit der historischen Bibelforschung unabdingbar, da es ihre berufsmäßige Pflicht sei, den christlichen Glauben auch kritisch zu reflektieren und mit den jeweils vorherrschenden Wissenschaftsbegriffen in Beziehung zu bringen. Damit werde letzten Endes der Tatsache der Inkarnation und Gegenwart Gottes auch in dieser Zeit Rechnung getragen. Das eigentliche Ziel bestehe jedoch darin, durch das Feuer der historischen Kritik hindurch zu einer „geprüften, kritischen Naivität“ zu gelangen (S. 67).

In dem 1999 erstveröffentlichten Beitrag „Das Heilshandeln und Welthandeln Gottes nach dem Zeugnis des Alten Testaments“ (S. 68–87) setzt sich Veijola mit der These G. von Rads auseinander, dass der alttestamentliche Glaube seinem ureigensten Wesen nach Erwählungsglaube sei; im Vergleich dazu habe der Schöpfungsglauben in dem genuinen Jahweglauben keine selbstständige Stellung gehabt. Veijola bestätigt

zunächst im Rahmen einer Exegese von Dtn 6,20–25, dass der Glaube Israels wesentlich geschichtlich orientierter Heilsglaube sei. Doch er sucht zugleich nach einem angemessenen Ort für den Schöpfungsglauben im Horizont der als Begegnung verstandenen Offenbarung des Alten Testaments. Grundlegend ist hierfür nun Veijolas Verständnis der Schöpfung als Anrede. Mit Blick auf die Gottesreden im Hiobbuch hält er fest: „Ohne hier von einem Dialog mit der Natur reden zu wollen, muß man doch einräumen, daß nach diesem Zeugnis die Welt den Charakter einer Anrede hat, die dazu einlädt, die Welt in ihrem schöpfungsgemäßen Eigenwert ernst zu nehmen und gerade dadurch als Hinweis auf Gott als Geheimnis der Welt zu verstehen“ (S. 86).

Intensiv hat sich Veijola mit der Opferung Isaaks beschäftigt (Gen 22,1–19) – ein Text, der zu allen Zeiten starke Emotionen bei der Leser- und Hörerschaft hervorrief. In dem 1988 erstveröffentlichten gehaltvollen Beitrag „Das Opfer des Abraham – Paradigma des Glaubens aus dem nachexilischen Zeitalter“ (S. 88–133) geht Veijola unter anderem der Frage nach, was die Botschaft des Textes sei. Er weist zu Recht die These zurück, wonach die Botschaft der Erzählung die Ablösung des Kindopfers durch ein Tieropfer sei. In nachexilischer Zeit (nach Veijola ist die mutmaßliche Entstehungszeit der Erzählung das 5. Jh. v. Chr.) sei in dieser Frage keinerlei Belehrung mehr nötig (S. 127). Vielmehr gebe die Überschrift („Gott prüfte Abraham“) das explizite Thema der Erzählung an. „Der Vf. möchte von Anfang an darstellen, ob und wie Abraham die Probe bestehen wird, die Gott über ihn verhängte“ (S. 127). Zentral sei zudem noch ein weiterer Aspekt, nämlich das Vertrauen des Abraham darauf, dass Gott eingreifen und ihn von der Pflicht zur Opferung des eigenen Kindes befreien werde. „Kurzum: es geht hier um einen unbedingten Gehorsam gegen Gott, der sich auf ein unbedingtes Vertrauen auf Gott gründet“ (S. 131). Veijola schließt mit beachtenswerten Überlegungen zu der hermeneutischen Dimension der Erzählung: „In der Erzählung vom Opfer des Abraham kommt in einer paradigmatischen Gestalt zum Ausdruck auch der dialektische Charakter des Gottesbildes, der im Alten Testament nicht zu übersehen und auch dem Neuen Testament nicht fremd ist. Vor allem ist das alttestamentliche Gottesbild durch einen inneren Widerspruch gekennzeichnet. Gott erscheint und wird erfahren auf zwei konträre Weisen: einerseits als eifersüchtig, zornig und strafend, andererseits als barmherzig, langmütig und verzeihend. . . . Wenn man in dem Gottesbild die dunkle, abgründige und verborgene Seite nicht ernst nehmen will, dann fehlen die Voraussetzungen, auch seine helle, liebende und enthüllende Seite richtig zu verstehen. Dann wird man aber auch nicht der Lebenswirklichkeit gerecht, zu der nach allgemeiner menschlicher Erfahrung auch die Irrationalität, das Böse und das Empfinden der Abwesenheit Gottes als wesentliche Elemente gehören“ (S. 132).

Ein gutes Jahrzehnt später erschien die Studie „Abraham und Hiob. Das literarische und theologische Verhältnis von Gen 22 und der Hiob-Novelle“ (S. 134–157). Veijola will nachweisen, dass die Hiob-Novelle litera-

risch von Gen 22 abhängig ist. Aus Sicht der Rezensentin ist dieser Nachweis gelungen, Veijola kann zahlreiche literarische und thematische Berührungen aufzeigen, deren „kumulative Beweiskraft“ kaum zu bestreiten ist. Hervorgehoben seien hier nur wenige Beobachtungen: Naheliegend ist, wie schon die jüdische Tradition gesehen hat, eine Verbindung des Landes Uz mit dem im Stammbaum der Nahoriden vorkommenden Uz (dem ältesten Sohn von Abrahams Bruder Nahor). Der Vf. könnte demnach „Hiob nicht als reinen ‚Heiden‘, sondern eher als einen im Osten lebenden fernen Verwandten der Nachkommen Abrahams betrachtet haben“ (S. 145). Besonders überzeugend ist folgendes Resümee: „Indem der Hiob-Vf. die Probe Abrahams zum Ausgangspunkt der Prüfungen des gerechten und frommen Hiob . . . genommen hat, zeigt er unmissverständlich, dass für ihn die Prüfung Abrahams keineswegs ‚the last trial‘ war und Gott damals nicht aufgehört hat, die von ihm gesegneten und ihn fürchtenden Menschen (1,1) aller Völker *ubi et quando visum est ei* zu testen. Vielmehr möchte er in seiner Diasporanovelle mit weisheitlichen Mitteln eine universale, jederzeit mögliche Variante des immer gültigen Themas bieten“ (S. 154).

Der letzte Beitrag „Depression als menschliche und biblische Erfahrung“ (S. 158–190) ist aus zwei ursprünglich auf Finnisch gehaltenen und auch publizierten Vorträgen zusammengesetzt. Sie wurden mit dem Einverständnis der Witwe des Autors vom Herausgeber in die hier vorliegende kombinierte und revidierte Fassung gebracht (S. 158, Anm. 1). Nach einer kurzen Charakteristik der Depression (S. 160–162) wendet sich Veijola dem biblischen Textmaterial zu. Er hält fest: „Wer in die Welt der Depression in der Bibel eindringen will, findet kaum Hilfe in einer Konkordanz. Die einschlägigen Symptome wurden in der biblischen Zeit nicht als Ausdruck einer bestimmten, gar noch mit einem medizinischen Begriff zu belegenden Krankheit erkannt. Deshalb soll der Befund eher anhand des Inhalts als der Terminologie erhoben werden. Dabei trifft man auf eine Reihe bekannter Gestalten der Bibel“ (S. 160). Die erste, die Veijola bespricht, ist König Saul, von dem nach 1Sam 16,14 der Geist JHWHs wich und den ein böser Geist von JHWH her ängstigte. Der Verursacher der Depression sei demnach JHWH selbst. Für Veijola ist Saul Beispiel eines Mannes, dessen Depression nicht heilbar ist. Und Veijola hält zu Recht in aller Klarheit fest: „Für das Schicksal Sauls gibt es keine einleuchtende Erklärung. In manchem erinnert es an die griechische Tragödie. Ohne Verschulden wird dieser Mann vom bösen Geist Gottes befallen und dem Untergang geweiht. Auf ihn trifft auch nicht der Spruch zu, wonach die Lieblinge der Götter jung sterben, denn Saul ist alles andere als ein Liebling des Gottes Israels gewesen“ (S. 167). Wie Veijola anhand der biblischen Gestalten Elia, Jona und Jeremia zeigt, verschont die Depression auch keineswegs die Propheten Israels. Und auch zu Hiob eröffnet Veijola im Hinblick auf das Thema Depression eine eigenständige Perspektive. So interpretiert er die Gottesreden im Hiobbuch als Trost für Hiob, „weil der in sich verkrochene Blick Hiobs von ihm selbst weggewandt wird, so daß er

die Wirklichkeit der ganzen Schöpfung wahrnimmt, die gelenkt wird vom weisen, wenn auch für den Menschen oft unbegreiflichen Willen und Plan Gottes“ (S. 172). Ein letzter Teil ist den Psalmen 30 und 88 gewidmet. Für Veijola ist Psalm 88 das Klagegebet eines an Depression Erkrankten, während er Psalm 30 als das Dankgebet eines von der Depression Geheilten interpretiert. Dieser Beter hat Gott um Hilfe gerufen, und Gott hat ihn geheilt und aus dem Totenreich heraufgeholt. Den Sinn und Zweck seines restlichen Lebens sieht er darin, Gott zu danken und ihn zu loben. Das überraschende Wort „meine Ehre“ (V. 13), mit dem der Beter Gott loben will, weist nach Veijola vermutlich auf seine Selbstachtung, die er mit seiner Heilung zurückerhalten hat (S. 187). Veijola, der, wie er mehrfach in seinem Beitrag durchblicken ließ, genau wußte, wovon er schrieb, schließt mit eindrucklichen, nachdenkenswertem Worten:

„Vielleicht ist einem in sich zusammengeschrumpften Menschen, der seine Selbstachtung nur aus der (vermeintlichen) Anerkennung durch die Mitmenschen und durch Gott gewinnt, einzig dadurch dauerhaft zu helfen, daß er in äußerster Verzweiflung und totale Finsternis geführt und auf diese Weise sein verfehltes Selbstbild völlig und definitiv zerschlagen wird. Dann kann aus einem ‚Abstieg in die Hölle‘ – ob er nun in einer Depression oder sonst einer Plage besteht – ein Wendepunkt im Leben werden. ‚Wenn der Mensch zerstört und er mit all seinen Kräften, seinen Taten und seinem Wesen zerschmettert wird, so daß nichts übrig bleibt als ein elender, verurteilter und verlassener Sünder, dann erscheint die Hilfe und die Kraft Gottes‘ (Luther). Liegt nicht gerade darin das Paradox der Gnade und auch der Kern der lutherischen Rechtfertigungslehre?“ (S. 190).

Es gibt aus meiner Sicht nur wenige Sammelbände mit Wiederabdrucken von Aufsätzen, die uneingeschränkt zur Lektüre empfohlen werden können. Der hier vorliegende Band gehört zur dieser Minderheit und dem Herausgeber sei Dank für seine Initiative.

Makom. Orte und Räume im Judentum. Real. Abstrakt. Imaginär. Essays. Hrsg. von Michal Kümper [u. a.]. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2007. 356 S. m. Abb. 8° = Haskala, 35. Lw. 32,00 €. ISBN 978-3-487-13401-7. – Bespr. von Susanne Talabardon, Bamberg.

Der vorliegende Sammelband widerspiegelt in erster Linie einen großen Teil der Forschungsprojekte junger Wissenschaftler/innen, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Makom. Ort und Orte im Judentum. Zur Bedeutung und Konstruktion von Ortsbezügen im europäischen Judentum“ des Kollegiums Jüdische Studien an der Universität Potsdam entstanden sind. Darüber hinaus bietet er Beiträge renommierter Forscher/innen, die im Bereich der Jüdischen Studien tätig sind. Die Bandbreite der Themen umgreift reale und fiktive Orte, traditionelle Begriffe, die auch der mit dem Judentum wenig Vertraute sofort mit dieser Kultur verbindet,

ebenso wie moderne Konzepte und Konstruktionen, die unerwartete Einsichten vermitteln. Erfahrungen von Heimat und Exil, die Frage nach Identität und der Funktion jüdischen Lebens und Wirkens in den europäischen Gesellschaften bringen die dreißig Essays des Bandes miteinander ins Gespräch.

Ungewöhnlich ist zunächst die literarische Form der einzelnen Beiträge: Die Herausgeber haben sie „Essays“ genannt. Man könnte sie – kulinarisch – als *hors d'oeuvre* oder *Antipasti*, in der Malerei als Miniaturen bezeichnen: kurze, kleine Stücke, die Appetit machen oder einen Einblick in die Werkstatt des Autors gewähren. Nicht alltäglich zeigt sich auch die Anordnung der Essays: alphabetisch von D wie Diaspora bis Z wie Zwischenorte. Es entsteht (nicht zu Unrecht) der Eindruck eines Miniaturen-Lexikons zu jüdischen Ortskonstruktionen im weitesten Sinne.

In ihrem Vorwort (S. 7–12) umreißen die Herausgeberinnen die Absicht ihres Bandes wie folgt: „Unsere Intention ist es, die Zusammenhänge der scheinbar disparaten Forschungsfelder zu betonen. Schlaglichtartig wollen wir die Vielfalt der Themen, Disziplinen und Forschungswege der von uns untersuchten Ortsbegriffe beleuchten und bündeln.“ (S. 8f.) Den eigentlichen Essays voran stehen zwei Vorworte der beiden Verantwortlichen bzw. Organisatoren des Graduiertenkollegs, Julius H. Schoeps (Grußwort, S. 5–6) und Joachim Schloer („Einleitung im Gehen“, S. 15–21). Letzterer, ein ausgewiesener Forscher auf dem Gebiet der Jewish Topographies, bietet quasi en passant eine kulturwissenschaftliche Begründung für das Gesamtunternehmen.

Die nachfolgenden Essays sind, ihrer für wissenschaftlichen Brauch ungewöhnlichen Kürze sei Dank, durchaus unterschiedlich in Stil und Herangehensweise. Neben geradezu meditativen Zugängen (vgl. Michael Brockes „Haus der Ewigkeit – Haus des Lebens“ zum Stichwort Friedhof, S. 43–47) finden sich biographisch-autobiographisch inspirierte Beiträge (vgl. Christina von Brauns „Die Virtualisierung des Heimat-Begriffs“ zum Stichwort Gedächtnis, S. 57–63). Thetische Zusammenfassungen von Forschungsergebnissen (z. B. „Die Geister sprechen Jiddisch – die untergegangene Welt der jiddischen Literatur in Polen“ von Tomasz Woźniak, S. 125–132, zum Stichwort Jiddischland) stehen neben eigens geschaffenen instruktiven Einführungen (z. B. Helga Völkenings wunderbarer Essay „Die Gottesbezeichnung HaMakom. Topologie eines Topos oder Topos ohne Topologie?“, S. 75–86).

Im Folgenden sollen, wegen der Fülle der gebotenen Beiträge exemplarisch, zwei Arbeiten aus den Reihen der Stipendiaten des Kollegs vorgestellt werden. In ihrem Essay „Das Ideal eines Schabbatgebotes und die dörfliche Realität“ (S. 33–41, Stichwort Eruw) begibt sich Barbara Rösch auf die spannende Suche nach Zeugnissen für den praktischen Vollzug des Eruw. Darunter versteht man einen umgrenzten Bereich, innerhalb dessen und von dem ausgehend man sich am Schabbat ca. 1 km weit bewegen kann. Mit einem Eruw, der virtuellen Ausdehnung des privaten Bereichs („Haus“) auf ein fest

umrissenes Gebiet (z. B. eine Stadt mit Stadtmauer oder ein Dorf, das von Bächen und Gräben umgrenzt ist), wurde es möglich, Gegenstände wie Handtaschen oder Kinderwagen zu befördern und den allseits beliebten Schabbat-Spaziergang zu unternehmen. Rösch zieht bei ihrer Nachfrage nicht nur literarische und autobiographische Quellen heran, sondern wertet auch Aussagen von Zeitzeugen, Sprichwörter, Witze und – besonders interessant – Flurnamen aus. Letztere, vor allem aus Süddeutschland stammend, vermitteln ein lebendiges Bild vom praktischen Vollzug jüdischen Lebens gerade auf dem Lande: „Judenpfad“, „Judenweg“, „Schabetsgraben“, „Judenbrunnchen“ künden bis heute von der einstigen Anwesenheit jüdischer Gemeinden in Franken, Hessen und Württemberg.

Geradezu konträr dazu erinnert Helen Thein in ihrem Beitrag „Simone Weils Konzept der ‚Einwurzelung im Ortlosen‘“ (S. 193–201, Stichwort Ortlosigkeit) an die Forderung der französischen Philosophin Simone Weil (1909–1943), „in der Ortlosigkeit eingewurzelt zu sein“ (S. 194). In Reaktion auf den Nationalsozialismus suchte Weil nach einem Gegenkonzept zu Nationalismus und politischen Ideologien, die die Menschen dazu verführten, übereinander herzufallen. Sie findet es in einer Art *imitatio Dei*, der Nachahmung eines Gottes, der sich aus der Geschichte, aus Raum und Zeit zurückgezogen hat (*décréation*). Weil greift, wie Thein in ihrer Analyse betont, dabei bewusst auf gnostische Weltverweigerung und Askese zurück. Der Beitrag nimmt jedoch auch auf die schwierigen, da antijüdischen Invektiven Weils Bezug und bietet eine behutsame Stellungnahme dazu an (S. 199–201), die zu weiterer Diskussion herausfordert.

Die wunderbare Spannweite der hier vorgelegten Orts erkundungen junger und erprobter Wissenschaftler/innen, die an den genannten Beiträgen exemplarisch deutlich geworden sein möge, vermittelt des Öfteren überraschende Einsichten, regen zu Widerspruch und Nachfrage an und – mehr noch: zeigten in aller Klarheit, was interdisziplinäre Forschung sein kann und will: Jüdische Studien at its best!